

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 11

Artikel: Meine Erlebnisse in Sowjetrussland und dem deutsch besetzten Polen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Erlebnisse in Sowjetrußland und dem deutsch besetzten Polen

Von ★★★

Nachdruck auch auszugsweise untersagt

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen ist ein Pole, der gleichzeitig das schweizerische Bürgerrecht besitzt. Diesem verdankt er es, daß er heute in unserm Land, das er vor dem Sommer 1942 nie gesehen hat, lebt.

Der Einbruch der Russen in Polen

Am 17. September 1939 hielt ich mich auf unserm Landgut bei meiner Mutter auf. Dieses liegt ungefähr 150 km süd-

östlich von Lemberg. Die in Polen eingefallenen deutschen Truppen standen nur noch etwa 100 km von unserm Besitz entfernt. Die Straßen waren verstopft von zurückflutendem Militär, von Beamten und Zivilisten, die mit ihren Wagen in größter Eile aus Warschau und Westpolen flohen. Die Lage war verzweifelt, aber alle erfüllte noch die unbestimmte Hoffnung, daß die Deutschen irgendwo und irgendwie aufgehalten werden könnten. Da kam an diesem 17. September wie ein Schlag vom Himmel der Einfall der Russen. Es gab Leute, die meinten, daß die Russen mit uns gegen die Deutschen marschieren

würden. Andere glaubten, es bleibe für die Polen nur noch übrig, nach Rumänien und Ungarn zu fliehen. Die dritten vertraten die Ansicht, daß es immer noch das beste wäre, wenn wir uns durch die Deutschen nach Westen durchschlagen würden. Vor allem in den Gutsbesitzerkreisen war diese Meinung verbreitet. Sie zogen es vor, von den Deutschen in Polen eingesperrt, als von den Russen nach Sibirien verschickt zu werden. Aber noch größer als die Angst vor den Russen und vor den Deutschen war die vor den Ukrainern. In jener Gegend ist die Bevölkerung zu 90 % ukrainisch. Die Polen sind nur in den Städten in der Mehrzahl. Die Spannung zwischen den ukrainischen Bauern und den Herren, den Polen, war schon vor dem Kriege so außerordentlich groß, daß die Gutsbesitzer nun, da innert wenigen Stunden jede Autorität verschwunden war, auf das Schlimmste gefaßt sein mußten. Es gab keine Regierungsleute mehr, keine Polizei, kein Militär. Es gingen wilde Gerüchte um. Von einem Gutsbesitzer hieß es, er sei erschossen, von einem andern, er sei erhängt worden. Jede Stunde erwarteten wir auch in unserm Hof eine bewaffnete Bande, die uns niedermetzeln konnte. Unsere Landarbeiter waren alles Ukrainer. Es gab auf sie kein Verlaß. Sie waren bis jetzt vollkommen machtlos gewesen, und nun fühlten sie sich als die unbeschränkten Meister. Unser persönliches Verhältnis zu den Landarbeitern war zwar, verglichen zu andern Orten, sehr gut. Immerhin gehörten eben auch wir zu den Herren.

Es gelang mir, ein kleines Auto aufzutreiben, auf das wir in einigen Kofferchen je drei bis vier Kleider, unsern Schmuck und Geld verpackten. Darauf verließen meine Mutter und ich mitten in der Nacht das Gut. Unsere Flucht war unbeachtet geblieben, nur unsere persönliche Dienerschaft wußte davon, und diese war uns sehr ergeben. Aber schon im nächsten Dorf wurden wir von Patrouillen mit

Armbinden in den blau-grünen ukrainischen Nationalfarben angehalten. Sie gehörten zu der Miliz, die sich von einer Stunde auf die andere gebildet hatte. Es lief für uns gut ab. Wir haben noch viele solche Posten passiert. Ich sprach Ukrainisch und gab an, bei Verwandten auf Besuch gewesen zu sein und nun wieder nach Lemberg zurückzukehren. Man hat meiner Mutter zwar einen Pelzmantel und einen andern Mantel, mir von den vier Anzügen die drei besten gestohlen, und außerdem die Uhren und ferner den Schmuck, den wir nicht besonders versteckt hatten, aber wir kamen durch. Unsere Absicht war, wirklich nach Lemberg zu fahren, weil ich dort studierte, eine kleine Wohnung und Freunde besaß. Es klingt vielleicht erstaunlich, daß wir aufatmeten, als wir den ersten russischen Truppen und Panzern begegneten, und doch war es so. Schließlich standen wir nun wenigstens unter irgendeiner Autorität, die uns vor Räubern und Mördern beschützen konnte.

Unsern Wagen ließen wir am Stadtrand von Lemberg stehen und gingen mit unsern Kofferchen in meine zwei Zimmer. Lemberg war zwar noch rundherum von den Deutschen belagert, aber die Stadt selbst war in der Hand der Russen. Lemberg hatte vor dem Krieg etwa 300 000 Einwohner, jetzt vielleicht die doppelte Zahl. Die Stadt war überfüllt von Leuten, die vor den Deutschen geflüchtet waren. In den Straßen herrschte ein ungeheurer Betrieb. Aber man bemerkte wenig Russen. Nur auf der Straße lagen Panzer, die bei dem Durchmarsch liegen geblieben waren. Auch die Ukrainer machten sich noch wenig bemerkbar, denn Lemberg ist eine polnische Stadt. Die Russen mischten sich zunächst nicht in die Verwaltung ein. Es waren Komitees entstanden, um die vor den Deutschen geflüchteten Polen wieder in ihre Heime zurückzubringen. Die Organisation sollte bei den russischen und den deutschen Behörden gemeinsam liegen.

Unter der polnischen Bevölkerung herrschte eine verzweifelte Niedergeschlagenheit. Aber selbst damals gab es keinen Polen, der daran zweifelte, daß Deutschland trotz allem besiegt werden würde. Man hoffte auf England und Amerika. Die deutsche Militärmacht wurde immer noch unterschätzt. Darüber, wie die Russen aus dem Lande herauskommen könnten, hatte man keine klaren Gedanken. Die Stärke des russischen Heeres wurde noch ungeheuerlicher unterschätzt als die des deutschen. Das war nicht so ganz unverständlich, wenn man die deutschen Truppen und die deutsche Bewaffnung von damals mit den russischen Soldaten und dem russischen Material verglich, das bisher in Erscheinung getreten war.

Ein Fluchtversuch

Ich wollte so rasch wie möglich ins neutrale Ausland. Mein Ziel war die Schweiz. Aber dorthin konnte ich nur, wenn ich meine Papiere in Ordnung gebracht hatte, das war von Lemberg aus unmöglich. Es blieb also noch die Flucht nach Ungarn oder Rumänien. Es hielten sich in Lemberg Tausende von jungen Polen auf, die über die Grenze wollten. Es gab besondere geheime Organisationen für Menschen-smuggel. Sie haben eine große Zahl nach Rumänien und Ungarn gebracht. Die Gruppe, der ich mich anschloß, bestand aus sechs Personen, drei Studenten, einem Offizier und zwei Beamten. Wir fuhren zunächst mit der Bahn. Auf der abgemachten Station holte uns ein Führer ab, mit dem wir einige Kilometer marschierten. Dort wartete ein gutbezahlter Bauer auf uns, der die Gegend kannte. Nun ging es vierzig bis fünfzig Kilometer durch Berge und Wälder. Große Straßen gibt es dort keine, aber auch die kleinen mußten wir meiden. Wir wanderten die erste Nacht durch die abgelegene und wilde Gegend. In der zweiten Nacht langten wir gegen Morgen an einer Hütte an, in der wir uns ausruhen sollten. Wir waren

sehr erschöpft und schiefen gleich ein. Da träumte mir, wir seien erwischt worden. Ich erwachte und sah ein Bajonett direkt auf meinen Bauch gerichtet. Ein Soldat befahl: Hände hoch. Es handelte sich um keinen Traum. Die Hütte war umzingelt. Der Bauer, der uns geführt hatte, muß uns verkauft haben.

Wir kamen zum Verhör in das kleine Städtchen Stanislav. Dort wurden wir in einem alten Gerichtsgebäude in einen Käfig geworfen und blieben in dem kleinen Raum zwei Wochen lang mit fünfzig bis sechzig Personen eingesperrt. Die sanitärischen Verhältnisse waren grauenhaft. Man schlief auf dem Boden, zu Essen gab es schwarzes Wasser statt Kaffee, ein Stück Brot und Wasser mit etwas Gemüse als Suppe. Einmal wurden wir verhört. Niemand von unserer Gruppe verriet die Organisation, die uns zur Flucht verholfen hatte. Zum Glück trug ich keine Dokumente auf mir.

Nach vierzehn Tagen lud man uns in einen Güterwagen und fuhr uns nach Rußland zurück. Wir waren etwa neun Tage unterwegs. Oft ließ man unsere Wagen mitten auf der Strecke stehen. Man wartete zwei, sechs, zwölf Stunden. Man konnte mit keinem Menschen sprechen. Es gab ein bißchen Brot und einmal im Tag Suppe. In Gorki wurden wir ins Gefängnis geführt. Dort war es geradezu schön im Vergleich zu unserer frühern Unterkunft. Es gab Wachen in Uniform. Man saß zu fünft oder sechst in einer Zelle. Zum Glück war ich immer noch mit zwei der jungen Leute zusammen, mit denen ich geflohen war. Ich wurde nochmals verhört. Da ich, wie gesagt, keine Schriftstücke auf mir trug, konnte ich einfach einen andern Namen angeben und behaupten, ich käme aus Krakau. Man fragte mich, warum ich Rußland verlassen wollte, es sei in den Sowjets doch schön und ich hätte auch bleiben können. Ich erklärte, daß ich nach Ungarn wollte, weil ich dort Bekannte habe und in Rußland

keinen Menschen kenne. Man merkte wohl, daß ich nicht die ganze Wahrheit sagte. Man versuchte immer wieder, diese aus mir herauszubringen. Immerhin kam es weder bei mir noch bei andern zu Schlägereien.

Nach drei Wochen wurde ich wieder in einen Bahnwagen verladen. Wohin die Fahrt gegangen wäre, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hätten wir zu irgendwelchen Zwangsarbeiten deportiert werden sollen. Aber als unser Wagen auf einer Vorstadtstation wieder einmal stehen blieb, gelang es mir, mit sieben andern Polen, durch eine kleine Gittertüre zu entkommen. Im Gefängnis hatte ich bei einem Wärter meine Uhr gegen russisches Geld umgetauscht, der uns auch gegen Geld, das mir von meiner Mutter in die Jacke eingenäht worden war, mit Brot versorgt hatte.

Wir fuhren meist mit der Bahn bis fünfzig Kilometer vor Moskau. In diesen Zügen gab es keine Kontrolle. Wir waren zerlumpt, aber das fiel nicht auf. Wir brachten in Erfahrung, daß in der Nähe von Moskau Zugskontrollen durchgeführt würden. Deshalb gingen wir die letzten fünfzig Kilometer zu Fuß. Wir übernachteten im Wald. Während des Tages gingen wir auf der Landstraße. Wir hielten das für sicherer, als durch die Wälder zu schleichen. In Moskau hatte einer meiner Kameraden Verwandte. Diese suchten wir auf. Die Familie hatte wohl Angst, aber sie und ihre Bekannten, unter die sie uns verteilte, behielten uns doch zwei Tage. Sie halfen uns, unsere Kleider in Ordnung zu bringen und gaben uns auch noch etwas Geld auf den Weg. Darauf fuhren wir mit der Bahn an die alte polnisch-russische Grenze. Sie war auf beiden Seiten gesperrt. Man mußte schwarz hinüber, aber das ging gut. Von dort reisten wir im Zug nach Lemberg. Meine Mutter freute sich natürlich, mich heil zurückzuhaben.

Lemberg unter den Russen

Das Stadtbild hatte sich inzwischen bedeutend verändert. Man sah sehr viel russi-

sches Militär. Lemberg gehörte nun zur ukrainischen Sowjetrepublik. Die ukrainische Miliz übte die Polizeifunktion aus. Alle Zeitungen, mit Ausnahme des polnischen kommunistischen Blattes, die Anschriften und Schilder, waren ukrainisch. Sämtliche Geschäfte, auch die kleinsten Unternehmungen, waren nationalisiert. Die alten Inhaber der Geschäfte waren verschwunden. An ihre Stelle waren politisch Zuverlässige gesetzt worden, zum Teil Leute, die ihrer Lebtag noch nie einen solchen Posten bekleidet hatten. Zum größten Teil waren es Ukrainer und Juden. Die Polen galten grundsätzlich als unzuverlässig, wenn nicht ihre bolschewistische Sympathie von früher her bekannt war. Von den enteigneten Polen waren bereits Tausende in das deutschbesetzte Polen geflohen. Die andern lebten vom Verkauf der Waren, die sie vor der Übergabe ihrer Geschäfte verbergen konnten, oder dann von ihrem Privatbesitz. Dieser Handel war nicht etwa verboten. Die Russen sagten sich wohl, daß er von selbst aufhören werde, wenn keine Ware mehr zu haben sei. 80 Prozent der Bevölkerung lebten von diesem Handel. Auf einem Platz in Lemberg, der vielleicht dreimal so groß wie der Bellevue-Platz in Zürich ist, standen in langen Reihen Männer, Frauen, Alte und Junge, die ihre Ware anboten. Es wurde verkauft, gekauft und wieder verkauft.

Der Warenhunger der Russen war ungeheuer. Sie stürzten sich auf alles, was gekauft werden konnte, Anzüge, Uhren, Tassen. Die Russen, die zwanzig Jahre lang nie Gegenstände für ihren Privatgebrauch frei erwerben konnten, waren über alles froh, was ihnen der Markt bot. Sie waren oft wie die Kinder. Die Leute, die aus den kleinen russischen Städten kamen, hatten von vielen normalen täglichen Artikeln keine Ahnung.

Die Rubel und die Zloti zirkulierten zunächst miteinander. Dann wurden von einem Tag auf den andern die Zloti als ungültig erklärt. Einen Umtausch gab es nicht. Das war ein Radikalmittel, um die besitzenden Leute zu verarmen.

Ein großer Teil der Bevölkerung war auf diesen Handel angewiesen, um zu leben. Er fing bei einer alten Uhr an, die man weggelegt hatte, und endete beim vorletzten Hemd. Andere Verdienstmöglichkeiten gab es für die Polen keine. Nur kräftige junge Leute konnten sich vielleicht als ungelernte Arbeiter betätigen. Eine Ausnahme bildeten die Handwerker und dann vor allem Fachleute, wie Ingenieure, Techniker und Ärzte, auf welche die Russen angewiesen waren. Sie verdienten nach wie vor. Die Wissenschaftler, besonders auf dem Gebiete der Medizin, der Naturwissenschaft und der Technik wurden von den Russen mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt, unabhängig von ihrer Nationalität und ihrer politischen Einstellung, sofern sie sich politisch ruhig verhielten.

Die Ernährung ging fast vollständig durch den Schleichhandel. Die großen Trusts allerdings hatten für ihre Arbeiter und Angestellten eigene Konsume. Ein Hauptgrund, warum ich mich im neu eröffneten Handelsinstitut anmeldete, war, daß man auch an den Hochschulen seinen Lebensbedarf eindecken konnte. Dazu kam allerdings, daß ich einen Ausweis über eine regelmäßige Tätigkeit zur Hand haben mußte, um nicht Gefahr zu laufen, nach Rußland verschickt zu werden. Da ich schon zwei Jahre studiert hatte, nahm man mich ohne weiteres auf.

An den Universitäten waren alle Fakultäten außer der medizinischen aufgehoben worden. Die technische Hochschule jedoch war im Programm und in den Professoren unberührt geblieben. Es kamen nur die politischen Fächer als neuer Lehrstoff dazu.

Im Februar oder März hatte die Abstimmung für die Zugehörigkeit zur westukrainischen Sowjetrepublik stattgefunden. Dieser ging eine große Propaganda voraus. Gegen Mittag kontrollierte die Miliz von Wohnung zu Wohnung, ob man schon abgestimmt habe. Deshalb gingen schließlich aus Angst auch jene Leute, die

sich zurückhalten wollten. Auch ich entschloß mich zum Gang ins Wahllokal. Beim Eingang spielte ein Orchester. Es wurde uns ein Zettel gegeben mit dem Aufdruck, daß man für den Anschluß stimme. Nein-Zettel gab es keine. In einem kleinen Separatzimmer mußte das Papier eingeworfen werden. Beim Ausgang wurde man in ein anderes Zimmer geschoben, wo gedeckte Tische standen und es umsonst zu essen und zu trinken gab.

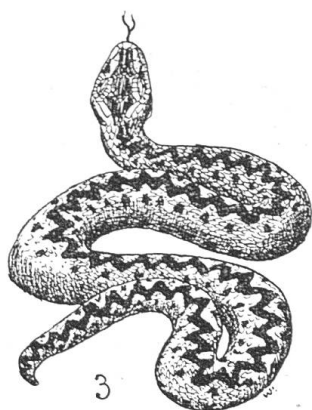
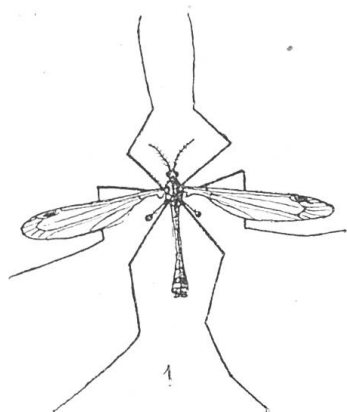
Am meisten litt die polnische Bevölkerung unter der Angst vor der Deportation. Auf die Ankündigung, daß jeder Pole, der nach Deutschland zurückkehren wolle, sich melden könne, waren etwa 60 000 Meldungen eingegangen. 5000 konnten wirklich gehen, die andern wollten die Deutschen nicht mehr. Nun waren aber alle diese Leute von den Russen registriert. Sie sollten allmählich nach Sibirien und in die kaukasische Steppe verschickt werden. Schon am Abend sah man jeweilen auf den Straßen die Lastwagen stehen, die nachts vor die Wohnungen fuhren. Mitten in der Nacht wurde an die Türe geklopft. Sie mußte geöffnet werden, und in fünf Minuten hatte man zur Abfahrt bereit zu sein. Die kleinen Kofferchen wurden gepackt, dann ging es zu den Lastwagen. Die Züge standen schon bereit. Je vierzig Menschen wurden in die Wagen gesperrt, Kinder, Männer, Frauen, oft ganze Familien zusammen, oft getrennt. Niemand wußte sicher, ob er nicht auch an die Reihe komme. Viele versteckten sich nachtsüber in den Wäldern und kamen erst am Morgen wieder in die Wohnungen zurück. Meine Mutter hielt die Kofferchen immer gepackt, um jederzeit bereit zu sein. Im ganzen wurden aus Lemberg 60 000 bis 80 000 Menschen verschickt.

Die Flucht nach dem deutschbesetzten Polen

Im Oktober 1940 erhielt ich die Aufforderung, mich einer militärischen Aushebungskommission zu stellen. Ich wollte nicht in die russische Armee. Es gab aber für mich, wenn ich mich nicht stellte, in

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



Antworten siehe Seite 54

Lemberg kein Bleiben mehr. Ich mußte fliehen. Nachdem mir mein erster Versuch, nach Ungarn zu gelangen, mißlungen war, wagte ich ihn kein zweites Mal. Ich trat mit zwei Schmugglern in Verbindung, die von Rußland Gold, Brillanten und Devisen nach dem deutschbesetzten Polen brachten. In Rußland kostete ein Gramm Gold fünfzehn bis zwanzig Rubel, im deutschbesetzten Polen ungefähr vierzig Zloti, wobei der Zloti ungefähr die gleiche Kaufkraft hatte wie ein Rubel. Der Verdienst war also sehr groß, ebenso groß allerdings das Risiko. Den beiden Schmugglern, die sich gegen Geld anboten, mich über die Grenze zu führen, schlossen sich noch drei junge Polen an, die sich in der gleichen Lage wie ich befanden.

Wir fuhren bis zu vierzig Kilometer vor der Grenze mit der Bahn. Dort begann die Sperrzone. Kein Fremder durfte diese ohne Passierschein betreten, nur die ansässigen Bauern waren dort verblieben. Wir kamen gegen Abend an und marschierten die ganze Nacht durch Felder und kleine Pfade. Tagsüber blieben wir im Wald. In der dritten Nacht kamen wir gegen die Grenze. Dort befanden sich die ersten größern Befestigungen. Alle zwei- bis dreihundert Meter stand ein Betonbunker, dazwischen Schützengräben, Stacheldrahtverhaue und Posten. Die Schmuggler glaubten genau zu wissen, wo die Wachen standen. Wirklich passierten wir trotz Mondschein diese erste Gefahrenzone. Ungefähr drei Kilometer vor der Grenze hörte der Wald auf. Er war dort ausgerodet worden. Nun ging es nur noch gebückt vorwärts. Auch hier glaubten die Schmuggler zu wissen, wo sich die Posten aufhielten. Sie standen nun schon enger, aber die meisten schliefen wohl. Wir mußten nun durch den ersten ungefähr anderthalb Meter hohen Stacheldraht hindurch. Die Schmuggler hatten für diesen Zweck besondere Scheren mit sich. Wir kamen durch. Nach etwa sechs- bis siebenhundert Metern erreichten wir einen Fluß. Das Wasser stand uns etwa auf Brusthöhe. Wir wußten, daß sich ungefähr ein Kilometer

hinter dem Fluß wieder ein Drahthindernis befand. Dieses stand an der Grenze und war drei Meter hoch. Es war uns bekannt, daß es auf der hintern Seite schräg verlief, so daß man nicht einfach hinunterspringen kann. Nun, wir hatten ja unsere Scheren. Wir schlichen gegen diesen Draht, einer voraus und die andern vier hintendrein. Der Mond war eben hinter den Wolken. Da plötzlich hörten wir, wie der Vordermann stehen blieb. Eine Stimme rief: Hände hoch. Unser Kamerad war rettungslos verloren. Wir warfen uns sofort auf den Boden und hofften, daß er uns nicht verraten würde. Wir blieben liegen und verkrochen uns, um uns zu tarnen, zusammen unter einen Mantel und versuchten so, gegen den Fluß zurückzukriechen. Da sahen wir, wie sich uns ein anderer Posten näherte. Er war schneller als wir. Es kam der Augenblick, wo jeder sich retten mußte wie er konnte. Der Soldat hatte bereits sein Gewehr entschert. Ich rannte gegen den Fluß zurück, die andern verstoben nach allen Seiten. Eine Rakete ging auf, und in zwei Minuten war das ganze Feld taghell erleuchtet. Scheinwerfer blitzten, Leuchtrakete um Leuchtrakete ging in die Höhe. Schließlich kam ich doch an den Fluß zurück und stand ins Wasser, dort schien es mir am sichersten. Von meinen Kameraden habe ich nie mehr etwas gehört.

Ich marschierte im Wasser flußaufwärts. Es wäre zu gefährlich gewesen, das Ufer zu betreten. Etwa um vier Uhr morgens gelangte ich in ein Dorf. Ich versteckte mich auf einem großen Baum und verbrachte dort den ganzen Tag. Gegen neun Uhr abends versuchte ich wieder zur Grenze zu gelangen. Das Gehen war der Sümpfe wegen sehr ungemütlich. Der Mond schien noch nicht. Wenn ich bis elf Uhr an der Grenze war, konnte ich mit der Dunkelheit rechnen. Mir blieben also zwei Stunden Zeit. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich aber nach anderthalbstündigem Marsch, daß ich wieder am Fluß stand. Ich war alles im Kreis gegangen. Ich kehrte um und kam gerade so weit, daß ich in der Ferne den Stacheldraht sah.

Aber nach weitem zweihundert Metern stand der Mond hinter dem Hügel auf, jede Kleinigkeit wurde sichtbar. Ich kroch wieder zurück und verbrachte einen weitem Tag auf meinem Baum. Am andern Abend erreichte ich den Stacheldraht schon nach einer Stunde. Es war noch stockfinster. In meiner Todesangst war ich in der kürzesten Zeit über das drei Meter hohe Drahthindernis. Meine Hände, meine Beine, meine Kleider waren zerrissen, ich war über und über mit Blut bedeckt, aber in der Aufregung spürte ich nichts davon. Die etwa anderthalb Kilometer breite neutrale Zone war für mich gefahrlos. Ich ruhte mitten auf dem Felde eine Stunde aus. Dann passierte ich vor der deutschen Grenze das letzte Stacheldrahthindernis. Etwa um ein Uhr nachts befand ich mich im deutschbesetzten Polen. In einem Bauernhaus fragte ich nach einem Gutsbesitzer, für den ich eine Empfehlung bei mir trug. Zu meinem Glück wohnte dieser nur etwa sechs Kilometer entfernt. Ich ging gleich weiter. Man nahm mich gut auf, stattete mich neu aus und besorgte mir ein Billett, mit dem ich zu meinem Vater nach Krakau, der fünftgrößten Stadt Vorkriegspolens, fuhr.

In Krakau

Mein erstes Gefühl war eine ungeheure Erleichterung. Wohl waren die Deutschen da, aber die Ämter und die Polizei füllten Polen aus. Die Zeitungen erschienen auf polnisch. Die soziale Struktur war die mir vertraute. Ich fühlte mich wieder in Europa. Das war 1940. Man spürte zwar die gespannten Verhältnisse. Die Professoren der Hochschule waren schon lange verhaftet, auch die bekannten Intellektuellen befanden sich in Haft. Aber der durchschnittliche Bürger lebte in Sicherheit. Die Deutschen hatten ihre Geschäfte und die Polen andere, in denen sie kaufen konnten. Die Deutschen hatten Lebensmittelkarten, für die sie viel mehr beziehen konnten als die Polen mit den ihren. Aber im Schleichhandel war noch so gut wie alles zu erhalten. Die äußern Lebens-

umstände ließen sich ertragen, und viele Leute verdienten gut, dennoch war die Einstellung der Bevölkerung zu den Deutschen schon damals schroff ablehnend, und zwar ohne Unterschied in allen Klassen. Selbst die Kaufleute, welche die jüdischen Geschäfte übernommen hatten, weil sie von den Juden nicht mehr weitergeführt werden durften, fühlten keineswegs deutschfreundlicher als andere. Bekanntlich gab es in Polen auch vor dem Nationalsozialismus eine starke antisemitische Strömung. Aber die Mißhandlung der Juden durch die Deutschen verschaffte dieser nur vorübergehend einen Auftrieb. Je schärfer die antijüdischen Maßnahmen wurden, um so größer wurde das Solidaritätsgefühl der Polen mit den Juden.

Der deutsch-russische Krieg bricht aus

Die ganze Hoffnung der Bevölkerung ging auf einen deutsch-russischen Krieg. So sehr man die deutsche Militärmacht und vor allem die russische immer noch unterschätzte, so erwartete man dennoch, daß sich Deutschland in Rußland verbluten würde. Das Vertrauen der Bevölkerung in die englische Hilfe war unerschüttert. Man erwartete ihre Landung auf das Jahr 1942. Die polnische Exilregierung wurde von der Bevölkerung allgemein als ihre gesetzmäßige Vertretung anerkannt. Man spürte die Vorboten des deutsch-russischen Krieges. Es wurden immer neue Daten für seinen Ausbruch angesetzt. Erst sollte er im April losgehen, dann im Mai. Dann befürchtete man wieder, daß die Russen den Deutschen alles ausliefern würden, was diese verlangten. Aber Tag und Nacht sah man Truppen nach dem Osten marschieren. Als der Krieg im Balkan ausbrach, hielt man es für möglich, daß dieser die Deutschen ablenken könnte. Doch der Durchmarsch von Truppen nach dem Osten ging weiter.

Am Sonntag, den 22. Juni, machte ich auf der Weichsel eine Paddelbootfahrt. Ich kam erst gegen sechs Uhr abends zurück und hörte bei der Landung von einem Lautsprecher, daß in der Mor-

genstunde dieses Tages der Krieg ausgebrochen sei. Obschon jedermann seit Monaten von diesem Krieg gesprochen hatte, bildete er doch für die meisten eine Überraschung.

Wohl hielt man die großen Ziffern an erbeutetem Material und an Gefangenen für deutsche Propaganda. Aber das unerhörte Tempo des deutschen Vormarsches mußten selbst die Polen wohl oder übel zur Kenntnis nehmen. Sie klammerten sich an die Hoffnung, daß die Russen noch über genügend Reserven verfügen möchten, um die Deutschen zu zwingen, den Winter über zu kämpfen. Bald fühlte man in Polen, daß die Rechnung der Deutschen, trotz ihren riesigen Erfolgen in Rußland, nicht nach Wunsch verlief. Man merkte es an den Repressalien gegen die Juden und die Polen.

Nach Lemberg zurück

Zu jener Zeit gelang es mir, einen Passierschein nach Lemberg zu erhalten, um meine Mutter nach Krakau zu holen. Ein Industrieller aus Dresden nahm mich in seinem Wagen mit. Er hatte in Lemberg geschäftlich zu tun. Die Straßen nach Lemberg und ihre Umgebung waren voll von vernichtetem russischen Material. Hunderte von Panzern lagen da, ungezählte Flugzeuge, und man passierte auch unübersehbare Scharen von Gefangenen, die von Osten nach Westen zogen. Ich sah ein großes Auffanglager von 10 000 bis 20 000 Russen, die unter freiem Himmel wie Schweine hinter einem Stacheldraht zusammengepfercht waren. Der Anblick dieser Menschen war fürchterlich.

Ich fand in Lemberg keine großen Zerstörungen. Hingegen hieß es, daß vor dem russischen Abzug alle politischen Insassen der Gefängnisse, meist Polen und Nationalukrainer, umgebracht worden seien. Die Deutschen hielten an Repressalien nicht zurück.

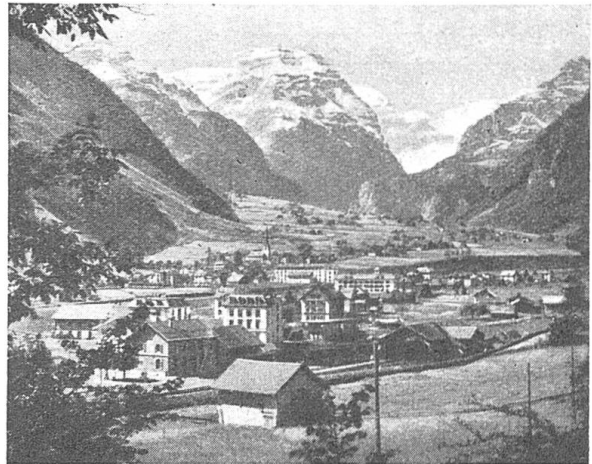
Ich mußte einige Zeit in Lemberg bleiben. Die Lebensmittelversorgung war schlechter als unter den Russen. Es

herrschte Hunger. Die kleinen Geschäfte konnten wieder von Privaten zurückgekauft werden, die größeren verblieben dem Staat. Das Land der Gutsbesitzer gehörte zwar formell wieder den Eigentümern, es blieb jedoch unter deutschen Treuhändern, und das Einkommen kam dem Staate zu.

Krakau 1942

Als ich wieder nach Krakau zurückkam, fand ich die Lage, trotz den deutschen Fortschritten und den Viktoria-Zeichen, die an jeder Straßenecke aufgemalt waren, stark verschlechtert. Die Preise waren ungeheuer gestiegen. Mit den ersten Mißerfolgen der Deutschen waren die Maßnahmen gegen Juden und Polen immer schärfer geworden. Die Juden waren nun auch in Krakau in ein Getto eingemauert worden. Wenn sie von den Rationen ihrer Lebensmittelkarte hätten leben müssen, wären sie alle innert drei Monaten gestorben. Aber mit Geld konnten sie noch alles haben. Es führten einige Straßen durch die Gettos, die auch von Nicht-Juden passiert wurden. Aber auf jedem Auto, das durch diese Straßen fuhr, nahm ein Polizist Platz, der dafür sorgen sollte, daß niemand ab- oder aufsprang. Immerhin sind auch so auf Schleichwegen ganze Lebensmitteltransporte in die Gettos gelangt, genau so lange, als die Juden Geld hatten. Aber einmal mußte dieses ausgehen. Die stärkeren konnten es länger aushalten. Die Greise, die Kinder und Frauen sind, nachdem sie alles verkauft hatten, um sich zu ernähren, und alles verbrannt, um sich zu wärmen, nach einigen Monaten zugrunde gegangen. Im Sommer 1942 waren von den ungefähr 80 000 Juden in Krakau noch vielleicht 10 000 am Leben. Die Polen hatten wenig Möglichkeiten, den Juden zu helfen. Aber sie haben getan, was sie konnten. Ich kenne Polen, die Juden arische Papiere verschafften oder ihnen sonst halfen unterzutauchen. In den kleinen Orten und auf den Dörfern waren die Judenverfolgungen noch schlim-

IDEE UND WIRKLICHKEIT



Verkehrszentrale, Zürich

So sehen die Berge bei Glarus auf einer photographischen Aufnahme aus —



Antiquariat A. Laube, Zürich

und so wurden sie auf alten Stichen dargestellt. Der alte Stich ist nicht naturalistisch, aber kommt er der Wirklichkeit nicht trotzdem näher als die Photographie?

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

«Liebi Mitbürger und Äidginosse!»

*Di schwyzerisch Äidginosseschaft fyret
hüt iren 654. Geburtstag. De äidginössisch
Gedanke isch aber na elter ...»*

Das ist falsch. Es heißt im Dialekt nicht «Äidginosseschaft», sondern Äidgnosseschaft, nicht «Äidginosse», sondern Äidgnose, und äidgnössisch, nicht «äidginössisch».

Unser Staat kannte von jeher die Genossenschaft, er hat sich ja aus genossenschaftlicher Grundlage entwickelt. Das Wort «Gnosseschaft» ist deshalb ein altschweizerisches Wort und wird auch heute noch richtig ausgesprochen, wenn wir von einer «Chäserei» oder «Moschtereignosseschaft» sprechen. Unter dem Einfluß der Schriftsprache ist aber leider in Festreden und auch in die Alltagssprache die schlechte Gewohnheit eingedrungen, nicht mehr von «Gnosseschaft», sondern von «Ginosseschaft» zu reden.

Dem gleichen Irrtum verdankt übrigens auch der Bastard «Der achti Schwyzer», statt «Der acht Schwyzer» sein fragwürdiges Dasein.

Früher erschien die rechte Form als so selbstverständlich, daß sie auch geschrieben wurde. Joh. Stumpf verfaßte seine berühmte «Gemeiner loblicher Eydgno-schaft Stetten, Landen und Völckeren Chronick».

«Zwang wärt nicht lang, hat mir bei seinem Eid ein alter Eidgnoß gseit», lesen wir in einer Berner Spruchsammlung von 1676. Halten wir uns also — ohne uns daran zu stoßen, daß früher das Wort von der Einzahl «Gnoß», nicht wie heute von der Mehrzahl «Gnosse», abgeleitet wurde — an die echte Dialektform, wie sie auch in dem stolzen Vermahnlied aus dem 16. Jahrhundert steht:

O ußerwelte Eydgno-schaft,
hab Gott vor ougen tag und nacht!

Adolf Ribl, Sprachstelle
des Bundes für Schwyzertütsch, Heimethuus, Zürich

mer. Ich sprach auf einem Dorf mit einem Juden, der jeden Tag erwartete, mit seiner Familie abgeführt zu werden. Er zeigte mir ein Messer, mit dem er zuerst seine Tochter, dann seine Frau und dann sich selbst erstechen werde, wenn der Augenblick gekommen sei. Er hat sein Vorhaben ausgeführt.

Eine Tante von mir lebte in einem Dorf von etwa vierhundert Einwohnern. Dort wohnte ein armer Jude mit seiner Frau. Ich kannte die beiden. Es waren harmlose Leute. Sie führten eine kleine Bäckerei. Er war etwa sechzig Jahre alt, seine Frau etwa fünfundfünfzig. Es waren die einzigen Juden in diesem Dorf. Nach dem Einmarsch der Deutschen hatten sie das Geschäft aufgeben müssen. Sie lebten nun von den Unterstützungen der Bauern. Aber selbst in dieses abgelegene Bergdorf, in das man nur zu Fuß gelangen konnte, kam die Gestapo. Die beiden haben diesen Besuch nicht überlebt.

Auch die Behandlung der Polen wurde schlechter und schlechter. Die Deutschen versuchten immer wieder Polen zu finden, die gewillt waren, mit ihnen zusammen zu arbeiten. Alle Versuche mißlingen. Nach jedem mißlungenen Versuch wurde die Schraube straffer gezogen. Ein Pole will Tram fahren; das erste trägt eine Aufschrift «Nur für Deutsche». Die Polen bleiben stehen und warten. Nach zehn Minuten kommen zwei andere Wagen. Der erste ist für die Deutschen reserviert. Es sitzen nur zwei Personen drin. Der hintere Wagen für die Polen ist schmutzig und bereits vollgepfropft. In den Geschäften, die nur für die Deutschen da sind, liegen die feinsten Sachen in den Schaufenstern. Die Polen, welche diese Dinge sehen, können in ihren Läden nur etwas schwarzes Brot und vielleicht ein kleines Stück schlechtes Fleisch kaufen. Auch die Restaurants waren für Deutsche und Polen getrennt. Hier sitzen die Deutschen, essen, trinken und rauchen was und soviel sie wollen. Dort erhalten die Polen vielleicht einen schlechten Wodka und zum Rauchen nichts. Der Pole

ist kein Mensch, er ist ein Schwein. Wenn ein Pole mit einer Dame auf der Straße geht und ein Deutscher kommt, so muß die Dame beiseite treten, wenn sie nicht Gefahr laufen will, von einem Deutschen beiseite geschoben zu werden. Es war leicht, die Polen von den Deutschen zu unterscheiden. Die Deutschen sind gut genährt und gut gekleidet, die Polen abgemagert und verlumpt. Auch jene Deutschen, die keine Polen geschlagen haben, hielten diese doch für Menschen einer niedrigeren Stufe. So fremd mir Sowjetrußland ist, so muß ich doch sagen, daß diese wenigstens nur ihre politischen Gegner verfolgen, während bei den Deutschen schon die andere Nationalität genügt.

In der Schweiz

Im Sommer 1942 gelang es mir, in die Schweiz zu kommen. Ich schätze mich glücklich, in der Schweiz weilen zu dürfen, dennoch fühle ich mehr als Pole denn als Schweizer. Ich halte mich nicht für berufen, meine schweizerischen Landsleute zu belehren, ich möchte ihnen nur einige Gedanken zur Überlegung unterbreiten. Ich traf in der Schweiz Menschen, die, solange Deutschland militärische Erfolge aufzuweisen hatte, von diesen geblendet waren. Sie kennen das Deutschland nicht, das ich im deutschbesetzten Polen kennenlernte. Und nun: seit sich das Blatt gewendet hat und sich die ungeheure Macht Rußlands entfaltet, sehe ich andere Schweizer, die von dessen Erfolgen hypnotisiert sind. Das ungeheure Vertrauen der Russen in ihre eigene Zukunft und der Gleichmut, mit dem sie die Not des täglichen Lebens im Hinblick auf

das Morgen tragen, ist großartig. Die Russen erdulden Lebensverhältnisse, die, an den unsern gemessen, elend sind, ohne zu klagen. Sie sind zufriedener als wir. Sie haben einen ungeheuren Wissensdurst. Sie sind nicht so müde wie wir. Sie glauben an eine Entwicklung und wollen an dieser teilhaben. Sie verachten einen Deutschen, einen Polen, einen Chinesen nicht um seiner Nationalität willen. Sie glauben ehrlich, diese Völker mit ihrem Staatssystem zu beglücken. Aber, das Staatssystem der Russen, das für diese selbst das Richtige sein mag, ist für viele europäische Länder und bestimmt für die Schweiz vollständig unmöglich. Auch die ärmsten Schweizer würden ihren jetzigen Lebensstandard dem russischen vorziehen, wenn sie ihn kennen würden. Das gleiche gilt auch auf geistigem Gebiet. In Rußland gibt es nur eine Partei, und alle Leute denken gleich. Wer nicht gleich denkt, muß schweigen. Das wäre für Schweizer unausdenkbar. Ein russischer Arbeiter, der unzufrieden ist, muß das für sich behalten. Schon eine Bemerkung unter Kollegen wäre gefährlich. Auf die Leute, die wirklich die Macht haben, kann er nicht den mindesten Einfluß ausüben. Man kann sich wohl über Fehler von Einzelnen beschweren, aber nie über das System. Auch der fanatische Glaube an einen einzelnen Menschen, wie heute der an Stalin, der eine unvorstellbare Verehrung genießt, ist unserem Denken vollständig fremd. Es ist jedoch dem russischen Menschen von ungeheurer Bedeutung.

Die Reihe der Vergleiche wäre endlos, die es den Schweizern nahe legen, bei dem Ausbau ihres Staatswesens fest auf den Grundlagen ihrer eigenen Vergangenheit zu stehen.